

Ingeborg Stahr

**Thesen zu theoretischen Ansätzen der
Identitätsentwicklung von Frauen und ihre Kritik**

**In: Schlüter, Anne (Hrsg.): Wohin geht die Frauenforschung?:
Dokumentation des gleichnamigen Symposions
vom 11. - 12. November 1988 in Dortmund
Köln/Wien, Böhlau 1990
S. 51 - 66**

Ingeborg Stahr

2.3.1 Thesen zu theoretischen Ansätzen der Identitätsentwicklung von Frauen und ihre Kritik

Es ist kein historischer Zufall, daß der Identitätsbegriff in der gegenwärtigen feministischen Theoriediskussion so aktuell ist. Er steht in der Tradition gesellschaftskritischer Sozialisationstheorien und hat seinen historischen Ursprung u.a. in der Sozialpsychologie George Herbert Meads¹.

Zu Beginn der sechziger Jahre, also mit der Entstehung der Studentenbewegung, rückte der Identitätsbegriff wieder neu ins Zentrum der theoretischen Diskussion. Es war eine Zeit, in der sich - ausgehend von Amerika - eine kulturelle Bewegung entwickelte, die sich gegen die Beziehungslosigkeit, die Umweltzerstörung und den Verlust an Lebenssinn mit alternativen Kommunikations- und Lebensformen wandte². Auch die neuere feministische Theoriediskussion spiegelt eine historische Situation wider, in der zentrale Veränderungen für Frauen gesellschaftlich relevant geworden sind. Die öffentliche Diskussion um Frauenförderpläne, Quotenregelung und Frauenforschung ist ein Ausdruck dessen. An diese gesellschaftskritische Theorietradition möchte ich im folgenden anknüpfen, wenn ich verschiedene Thesen aus der theoretischen Debatte um die weibliche Identität kritisch beleuchte und hiermit Anregungen für eine weiterführende Diskussion gebe.

I.

These 1: Frauen können keine eigene Identität (Selbst) entwickeln, weil sie sich nicht aus der frühkindlichen Mutterbindung gelöst haben.

In der feministischen Diskussion innerhalb der Psychoanalyse hat sich eine Auffassung durchgesetzt, die die Passivität und Anpassungsbereitschaft von Frauen in der frühen Mutter- Kind-Beziehung begründet sieht.

Ging Freud noch davon aus, daß Unterschiede in der psychosexuellen Entwicklung von Jungen und Mädchen erst etwa im Alter von 4 - 5 Jahren mit der Entstehung des Penisneides beim Mädchen und der Kastrationsangst beim Jungen eingeleitet werden und ihren Höhepunkt im Ödipuskomplex haben, so ist man heute der Meinung, daß dem Kind die Unterschiede schon in einem sehr frühen Stadium bewußt sind. Entscheidend ist die Phase der Selbst- und Objektrepräsentanz (Differenzierungsphase), in der das Kind - etwa ab dem 6. Monat - beginnt, sich aus der symbiotischen Beziehung zur Mutter zu lösen. Dies ist eine Phase, in der das Kind seine Ich-Funktionen, sein Selbst und eine Beziehung zu seinem eigenen Körper aufbaut. Doch gerade an diesem Prozeß, so die Psychoanalytikerinnen (Chasseguet-Smirgel, Torok, Luquet-Parat, Jacobsen, Mahler, Chodorow, Dinnerstein, Mitscherlich), wird das Mädchen gehindert, weil die Mutter auf das wachsende Unabhängigkeitsbedürfnis der Tochter mit Onanieverbot, Körperkontrolle (Reinlichkeitserziehung) und Überfürsorglichkeit reagiert. Das hat weitreichende Konsequenzen: Weil das Mädchen seine zur Entwicklung von Selbstvertrauen und Selbstbewußtsein notwendigen Aggressionen gegen die Mutter nicht ausleben kann, bleibt es an die Mutter emotional gebunden. Damit sind die Grundlagen für eine defensive Verhaltensdisposition gelegt, die sich im weiteren Entwicklungsverlauf noch verstärken. In der Identifikation mit dem gleichgeschlechtlichen Elternteil, mit der Mutter, übernimmt das Mädchen auch die weiblichen Rollenvorstellungen. Das schmerzliche Gewahrwerden von Unterdrückung und Benachteiligung in der gesellschaftlichen Stellung der Geschlechter verstärkt den Ambivalenzkonflikt und sucht seinen Ausweg in einer Idealisierung des Vaters, des "Penisträgers", als Symbol für alle Macht der Männer und als derjenige, der Lust und Unlustgefühle bereiten und die Verbindung zur Welt herstellen kann. Torok schreibt: "Kein Symbol ist so sehr geeignet dazu wie der Penis, um das zu verkörpern, was frau auf keinen Fall bekommen kann. Dort, wo bei Jungen Wiederverschmelzungsängste entstehen, aus Furcht vor Regression in die als übermächtig erlebte mütterliche Symbiose, entsteht bei Mädchen Angst vor Trennung und dem Verlust des als überlebensnotwendigen Liebesobjektes".

"In der Mutter-Tochter-Beziehung wird die nicht gelebte Aggression zu einem Moment intensiver und geheimer Bindung", die in eine Kampfbereitschaft für Schwächere kanalisiert wird und zu einer Verleugnung der eigenen Bedürfnisse und Wünsche führt" (Hommerich/Scheffler 1986, 63 f.).

Als Ergebnis dieser nicht gelungenen Ablösung entsteht eine - ausgeprägte Selbstwertproblematik, enorme Einsatz- und Aufopferungsbereitschaft für andere, Leistungshemmungen, Überforderungssymptomatiken, Depressionen und Konkurrenz, Wut und Neidgefühle gegenüber anderen Frauen.

Die Lösung wird vor allem in einer Ich-stärkenden, den Körper annehmenden und Selbstbewußtheit aufbauenden Erziehung gesehen, die zu einem ausgewogenen Verhältnis von Trennung und Bindung zu Mutter und Vater (Triangulierung) führt.

Dies ist - grob umrissen - die heutige Position der feministischen Psychoanalytikerinnen, wobei es hierbei unterschiedliche Akzentsetzungen gibt, die ich an dieser Stelle jedoch nicht im Einzelnen darstellen möchte. Mir ist vielmehr die Grundposition wichtig, von der aus hier die Entwicklung weiblicher Identität betrachtet wird. Dem ersten Anschein nach kommt die Charakterisierung von Weiblichkeit der Sichtweise Freuds recht nahe, doch die Feministinnen gehen von einer anderen Prämisse aus. Für sie ist die weibliche Abhängigkeit vom Mann kein anatomisches Schicksal, so wie Freud es sah, sondern Ergebnis eines Interaktionsprozesses, durch den letztendlich auch die Art der Triebentwicklung oder "Triebchicksale" bestimmt wird. Ausgangspunkt ist also nicht eine Theorie der Triebe, sondern der Objektbeziehungen. Diese sind historisch und im sozialen Kontext grundsätzlich veränderbar. Im Unterschied allerdings zu einer rein soziologischen Betrachtungsweise oder etwa identitätstheoretischen Sichtweise von Vertretern des symbolischen Interaktionismus (C.G. Mead, Krappmann, Goffman) stellen sie den Bezug zum eigenen Körper und zur Sexualität besonders heraus und machen diesen zum Ausgangs- und Angelpunkt bei der Herausbildung der Geschlechtsidentität. Diesen Ansatz finde ich deshalb sehr interessant, weil er den in der allgemein identitätstheoretischen Debatte "scheinbar verlorengegangenen Körperbezug" wieder zurückholt. Erwähnenswert finde ich ebenfalls die tiefenpsychologische Dimension des Unbewußten, die auf der Grundlage des Vorhandenseins verdrängter Phantasien und Wunschvorstellungen das nahezu resistente Überleben von Geschlechterstereotypen und -idealen erklären kann, auch oder gerade, weil die Realität z.T. eine andere ist. Was hier allerdings nicht zum Tragen kommt, ist die Wirksamkeit von Einflüssen in der Primär- und Sekundärsozialisation, die sich nicht aus der Mutter-Tochter bzw. Eltern-Kind-Beziehung ergeben. Ob es die materielle Lebenswelt, Zeitrhythmen, Großeltern, Kin-

derfrau oder öffentliche Erziehungseinrichtungen sind - sie alle dürften keinen geringen Einfluß auf die Entwicklung der emotionalen Tiefendimension des Kindes haben und damit das Selbstbild entscheidend mitbestimmen.

Dennoch, wir wissen alle um die große Bedeutung mütterlicher Erziehung. Realiter ist es ja auch so, daß die Kinder immer noch zumindest in den ersten Lebensjahren überwiegend von der Mutter umsorgt und erzogen werden; sie bringt uns zur Welt, nährt uns und läßt uns ihre Fürsorge angedeihen. Chasseguet-Smirgel spricht vom Matriarchat vor dem Patriarchat. Es bleibt allerdings der Eindruck zurück, daß durch die Betonung Mutter-Kind-Beziehung in den psychoanalytischen Ansätze der Mutter die Verantwortung, die Schuld für die fehlende Möglichkeit zur Entwicklung des Selbst bei Mädchen angelastet wird. D.h. - um mit Chodorows (1985) Vokabular zu sprechen: Frauen bleiben nur dann abhängig und passiv, wenn Mütter muttern.

Einige Theoretikerinnen haben sich genau dieser Schuldfrage zugewandt und beklagt, daß diese Art der Darstellung die gesellschaftlichen Vorstellungen und die Ideologien reproduziere und sie beziehen nun auch die Vaterrolle in ihre Interpretation mit ein. So betont beispielsweise Hagemann-White (1978), daß sich diese Art der Mutter-Kind-Beziehung nur in einer Gesellschaft entwickeln kann, in der der Vater den ganzen Tag über nicht da ist, d.h., in einer vaterlosen Gesellschaft (Alexander Mitscherlich). Nach Chodorow verkörpert der Vater das Realitätsprinzip, den Kontakt zur Außenwelt, die Möglichkeit, sich aus der Mutterbindung zu lösen und sich einem anderen Liebesobjekt zuzuwenden. Doch selbst wenn auf dem Hintergrund der Frage nach der Verantwortung für die einseitige Mutterbindung der Tochter die kompensatorische Rolle des Vaters mit ins Blickfeld genommen wird, bleibt

1. im Modell der Triangulierung die Familie als idealisierte Lebensform enthalten und

2. die gesellschaftliche Bewertung männlichen und weiblichen Verhaltens bestehen: Die Frau gilt als passiv, abhängig und inaktiv, der Mann als aktiv, bestimmend und realitätsnah. (Die Frau bleibt ein defizitärer Mann.) Ist nicht auch die Frau realitätsnah und aktiv? Torok (1974) hat hier eine feine Differenzierung der sog. weiblichen Passivität vorgenommen. Anders als einige Psychoanalytikerinnen bezieht sie die Passivität ausschließlich auf die weibliche Sexualität. Sie ergebe sich, so Torok, schon allein aus der

Physiologie des Geschlechtsaktes, in der die Frau die Rolle der Passiven und Aufnehmenden hat. Doch durch die Inbesitznahme ihres eigenen Körpers und ihrer eigenen Sexualität ist diese Passivität keine Passivität des Objekts, des Ausgeliefertseins und der Unterwerfung mehr, sondern eine aktiv gestaltende. (Wichtig ist also eine kognitive und emotionale Umwertung.)

Torok warnt davor, die passive Haltung der Frau in der Sexualität auf ihr Gesamtverhalten zu beziehen. Die soziale Abhängigkeit und untergeordnete Position der Frau habe vielmehr etwas mit einer intensiven Erotisierung und Besetzung einer bestimmten "Rolle" zu tun, aus der ein bestimmter Lustgewinn gezogen werde. Damit wird die Bedeutung der Sexualität als eine für das Gesamtverhalten des Menschen bestimmende Größe zwar relativiert und Frauen werden grundsätzlich auch andere Verhaltensorientierungen im sozialen Kontext zugestanden, doch wenn es um die Begründung für die gesellschaftlich vorhandene Geschlechterhierarchie geht, werden hierfür wiederum allein psychosexuelle Gründe herangezogen, nicht aber gesellschaftliche Macht- und Herrschaftsstrukturen.

Welche Rolle spielen aber in der Herausbildung der weiblichen Geschlechtsidentität gesellschaftliche Macht- und Herrschaftsverhältnisse? Feministische Psychoanalytikerinnen, die sich der Objektbeziehungstheorie verbunden sehen, beziehen diese Frage zwar immer wieder in ihre Gedankengänge ein - wie z.B. Margrete Mitscherlich (1985) oder Marina Gambiaroff (1984) im deutschsprachigen Raum - doch ist die theoretische Verankerung schwierig.

II.

These 2: Frauen wird überwiegend eine Identität von außen verliehen.

Diese These geht vor allem auf den Versuch Carol Hagemann- Whites (1978, 1979) zurück, psychoanalytische und gesellschaftstheoretisch geprägte Begriffe aufeinander zu beziehen. Ich will hier vor allem auf ihre Kritik am etablierten Machtbegriff eingehen. Obwohl auch sie die große Bedeutung der Mutter-Tochter- bzw. Eltern-Kind-Beziehung für die Entwicklung der Geschlechtsidentität betont, meint sie, die Psychoanalytikerinnen würden sich zu sehr auf die individuelle Lebensgeschichte beschränken, so daß das kollektive Unterdrückungsschicksal von Frauen leicht übersehen würde.

Gerade die psychoanalytischen Ansätze, so stellt sie fest, würden in ihrer Terminologie von der Macht der Mütter sprechen, die ihren Ausdruck in der symbiotischen Mutterbeziehung und der analen sowie genitalen Kontrolle über den kindlichen Körper findet. Die Macht der Mutter bedeutet körperliche und psychische Verfügung über das Kind, besonders des Mädchens.

Diese Anwendung des Machtbegriffs sieht Hagemann-White als Ausdruck der Übertragung patriarchalischer Herrschaftsverhältnisse auf die Mutter-Kind-Beziehung, denn es geht um die Verfügung und Kontrolle über andere. "Macht" wird nicht als ein "sich seiner oder ihrer Selbst bemächtigen", als Aneignung des eigenen Körpers, der eigenen Sexualität, Psyche und Geist verstanden, eine zentrale Voraussetzung zur Bildung von Selbstbewußtsein und Identität. Die sogenannte "Macht der Mütter" wird mit einem gesellschaftlichen Herrschaftsbegriff gleichgesetzt, der der realen gesellschaftlichen Stellung der Mütter in keiner Weise entspricht. Mütter haben keine den Männern vergleichbare Macht. Dieser Terminus unterstreicht lediglich den ideologischen Charakter der Mutterschaftsmystik, die die tatsächliche gesellschaftliche Entwertung und Ohnmacht von Müttern verschleiert. Von ihnen wird Opferbereitschaft und Selbstlosigkeit, das Zurückstellen der eigenen Bedürfnisse erwartet, Verhaltenserwartungen, denen sich frau aufgrund bestehender Herrschaftsverhältnisse kaum entziehen kann und die sich auf ihr körperliches und emotionales Selbstbild auswirken. Die Hierarchie der Geschlechter läßt den Phallus/Penis als ein Symbol der Macht und Befriedigung erscheinen, die frau nur durch oder über den Mann erreichen kann. Die Identitätsentwicklung erscheint demnach als ein durch Autoritäten (u.a. auch Therapeuten) fremdbestimmter Prozeß.

Ich möchte an dieser Stelle noch einmal die These von Torok in Erinnerung bringen, die darauf hinwies, daß auch aus der defensiven Rolle, aus der Rolle gesellschaftlicher Unterdrückung ein Lustgewinn gezogen werden kann. Für eine Kritik an Hagemann-White läßt sich daraus entnehmen, daß eine passive, defensive Verhaltensorientierung nicht auf eine allein von außen zugewiesene Identität schließen läßt. Auch dies kann ein bei der Herausbildung des Selbst integrierter Bestandteil der Persönlichkeit sein, der in aktiver Aneignung erworben wird. Die Frage ist allerdings, ob dieser Lustgewinn tatsächlich nur aus sexueller Energie gezogen wird, oder ob nicht auch aus der sozialen Rolle der Mutter als fürsorgende, sich auf-das-

Kind-Beziehende eine nicht nur durch Fremdbestimmung zugewiesene Identität entwickelt werden kann.

Dies würde einen Identitätsbegriff voraussetzen, der sich zwischen Abhängigkeit und Autonomie, zwischen dem "Sich-Beziehen-auf-Andere" und "Sich-Bemächtigen-seiner-Selbst" bewegt und sich an einem gesellschaftlichen Ideal orientiert, das den Abbau von Herrschaftsverhältnissen zwischen den Geschlechtern zum Ziel hat. Er geht von einem Standpunkt aus, in dem Frau nicht nur als Opfer von Unterdrückung gilt, sondern wo auch sie als Handelnde, als Subjekt gesehen wird, die Verantwortung übernehmen muß. Mögliche Impulse zur Befreiung aus gesellschaftlicher Unterdrückung und aus der Identifizierung mit der Opfer-Rolle sieht Knapp (1987) im Vorhandensein eines "impliziten Wissens", d.h., Frauen wissen um die Möglichkeiten und Handlungspotentiale, die zwar vorhanden sind, aber ungelebt bleiben.

III.

Ich möchte an dieser Stelle eine weitere These zur Diskussion stellen, der ein anderer Identitätsbegriff zugrunde liegt als der bisher erwähnte sozialpsychologische und psychoanalytische. Er berücksichtigt stärker den Aspekt der Vergesellschaftung von Identitätsbildungsprozessen, der aus den Bedingungen geschlechtsspezifischer Arbeitsteilung abgeleitet wird. Dieser von Gudrun-Axeli Knapp entwickelte Identitätsbegriff beschreibt Identitätsentwicklung in unserer Gesellschaft als Identitätszwang, denn es geht um die Gleichschaltung von Subjektpotentialen mit "Rollen"Anforderungen. Der Begriff "weibliche Identität" entpuppt sich in diesem Sinne als ideologischer Begriff, dessen Funktion es ist, Handlungspotentiale und Orientierungen von Frauen auf die gesellschaftliche "Normalkonstruktion" von Weiblichkeit festzulegen. Damit verliert der Identitätsbegriff seinen gesellschaftlichen Anspruch, aus dem er einmal entstanden ist und wird zu einer reinen Anpassungskategorie.

Hieraus leitet sich die 3. These ab:

"Frauen sind Identitätszwängen in anderer Weise und in stärkerem Maße ausgesetzt als Männer"

Ich möchte der These Knapps insofern zustimmen, daß Frauen sehr viel stärker gezwungen sind, sich gesellschaftlich produzierten Stereotypen von

Weiblichkeit anzupassen, als dies im umgekehrten Sinne für Männer gilt. Für Frauen heißt Individuation und Vergesellschaftung nämlich immer: Personwerdung unter besonderen Herrschaftsbedingungen, unter Bedingungen von Ausgrenzung und Abwertung.

Dabei geht die Verschiedenartigkeit von Frauen - Knapp spricht vom "Nicht-Identischen" - verloren.

Identität im sozialpsychologischen Erkenntnisinteresse, im Sinne der Personwerdung und der Entwicklung des Selbst, entspräche dann eher Knapps Kategorie des "Nicht-Identischen", des mit dem gesellschaftlich vermittelten Bild von Weiblichkeit nicht übereinstimmenden Potentials an Kommunikations-, Interaktions- und Handlungsfähigkeit, Motivationen, Triebimpulsen und Orientierungen (Subjektpotentiale).

Obwohl ein großer Teil dieser über Weiblichkeitsstereotype hinausgehenden Subjektpotentiale von Frauen als Arbeit gesellschaftlich vernutzt werden, bleiben sie "unsichtbar". Ganz deutlich wird dies z.B. in der Beziehungsarbeit oder der Mutterschaft. Denn der unserer Gesellschaft zugrundeliegende produktionszentrierte Arbeitsbegriff blendet alle nicht-marktvermittelte und in Gebrauchswerte umzusetzende Arbeit aus (Knapp 1987, 240.).

Beide Geschlechter, das männliche und das weibliche, eignen sich eine bestimmte Variationsbreite des durch die Geschlechterhierarchie gesetzten Handlungsspielraumes an, der in positionellen und inhaltlichen Aspekten variiert. Doch die strukturellen Bedingungen der geschlechtsspezifischen Sozialisation bringen besonders Frauen in einen widersprüchlichen Prozeß. Ambivalenzkonflikte nehmen in dem Maße zu, in dem die Weiblichkeitsstereotypen an Realitätsgehalt verlieren. Dies könnte Frauen tendenziell immer stärker in eine Position bringen, in der sie die Geschlechterhierarchie und ihre Ideologie rebellieren.

Doch die Ambivalenzkonflikte haben auch ein konstruktives, gestalterisches Element, denn aus ihnen entstehen die Phantasien und Ideale einer gesellschaftlichen Gleichstellung der Geschlechter. Entgegen der Vorstellungen von Knapp sehe ich gerade die Ambivalenzen als Bestandteil eines Identitätsbegriffs, der sich als emanzipatorisches Korrelat gegenüber einer stereotypisierenden Umwelt versteht. Denn Identitätsentwicklung von Frauen kann nicht nur heißen, sich den gesellschaftlichen Topoi vom weiblichen Geschlecht anzuschließen. Sie kann auch nicht nur bedeuten, daß Mädchen/Frauen zwischen Abhängigkeit und Autonomie ein ausgewogenes

Verhältnis zu Mutter und Vater (Triangulierung) entwickeln. Auf der Ebene realer gesellschaftlicher Macht- und Herrschaftsverhältnisse ist es ebenso wichtig, gerechte positionelle Verhältnisse zwischen den Geschlechtern in außerfamilialen Beziehungskontexten (z.B. Ausbildung und Beruf) zu schaffen und die Konflikte, die damit verbunden sind, als Bestandteil des eigenen Frau-seins zu begreifen.

IV.

Neben identitätstheoretischen Ansätzen, die den Aspekt des weiblichen Körpers und der weiblichen Sexualität in den Vordergrund stellen und neben einem an gesellschaftlichen Zwängen orientierten Identitätsverständnis, ist in der identitätstheoretischen Debatte noch ein weiterer Ansatz in der Diskussion. Er hat sich aus der Kognitions- und im engeren Sinne der Moralpsychologie entwickelt. In ihrer Theorie der zwei Moralen übt Gilligan Kritik an Kohlberg und Erikson. Diese stellen menschliche Entwicklungsmodelle auf, die sich vor allem an Prinzipien von Autonomie und Gerechtigkeit orientierten. In Analogie zu Kohlbergs Untersuchungen menschlicher Urteilsfähigkeit stellt Gilligan empirisches Material zur Verfügung, anhand dessen sie nachzuweisen versucht, daß Mädchen/Frauen ihre Entscheidungen nach anderen moralischen Grundmustern fällen als Jungen/Männer.

Daraus ergibt sich die 4. These:

Die weibliche Geschlechtsidentität ist mit anderen Moralvorstellungen verbunden als die männliche. Die weibliche Identität orientiert sich an Beziehungsfähigkeit und einer Moral der Fürsorge, die männliche an Trennung und einer Ethik der Gerechtigkeit (Gilligan).

Gilligan kritisiert an Kohlberg, daß er seine Untersuchungen nur an männlichen Probanden vorgenommen hat, seine Ergebnisse also nur Aussagen über die Entwicklung der Urteilsfähigkeit bei Jungen/Männern machen können. Gilligan, die sowohl Mädchen als auch Jungen in ihren Untersuchungen befragt, kommt zu dem Ergebnis, daß durch die Einbeziehung von Mädchen eine neue Sichtweise von Beziehungen entsteht, durch welche sich auch die Grundthesen der Untersuchung verändern. Der Identitätsbegriff, das "Selbst", ist nicht mehr nur anhand des Aspekts von Trennung und Ablösung zu erfassen, sondern muß erweitert werden, um die Dimension der

wechselseitigen Verbundenheit (Gilligan 1984, 211). Die mit der Identitätsentwicklung eng verbundene Moralentwicklung erfährt eine ähnliche Ausweitung: Das Streben nach universeller Gerechtigkeit wird um eine Moral der Gewaltlosigkeit ergänzt. Gilligan stellt fest, daß diese zweite Form vor allem in der Entwicklung von Wert- und Normvorstellungen bei Mädchen/Frauen zu beobachten ist. In Analogie zu Kohlbergs Modell entwickelt Gilligan für diese "zweite Moral" ein sechsstufiges Modell, das ebenfalls der Entwicklungslogik vom Egoismus über den Altruismus zu einer universellen Perspektive folgt. Nach einer anfänglich egoistischen Orientierung auf das individuelle Überleben, bei dem Fürsorge und Verantwortung noch auf das eigene Selbst gerichtet sind, erfolgt nach einer Übergangsphase die Hinwendung zum anderen, die sich ausdrückt in einer Haltung des Gutseins als Verzicht. Erst nach einer weiteren Übergangsphase, die dem Konzept der Entwicklungskrise folgt, kann ein universelles Stadium einer Moral der Gewaltlosigkeit erreicht werden.

Die Ursachen für die Entwicklung unterschiedlicher Moralvorstellungen von Mädchen und Jungen bzw. Männern und Frauen sieht Gilligan in der Art der Mutter-Kind-Beziehung wie sie die amerikanische Soziologin und Psychoanalytikerin Nancy Chodorow (1985) aufzeigt: Die Geschlechtsidentität des Mädchens ist also auch hiernach entscheidend durch den Aspekt der Verbundenheit und Beziehung geprägt, während der Junge seine Geschlechtsidentität aus Trennung und Abgrenzung ableitet. Der Vater, so Chodorow, der durch den Bezug zur Berufswelt und zum öffentlichen Leben das Realitätsprinzip verkörpert, wird idealisiert, denn er ist meist nicht da. Jungen entwickeln also ein abstrakteres und ein sich von der mütterlichen Gefühlswelt distanzierendes Verhältnis zur Welt. "Das grundlegende weibliche Selbstgefühl ist Weltverbundenheit", so Chodorow, "das grundlegende männliche Selbstgefühl ist Separatheit". (Chodorow 1985, 220)

Das Bedürfnis nach Abgrenzung und Kontrolle, das Männer aus ihrer präödiptalen Angst bei der Ablösung von der Mutter entwickeln, fördert die Entwicklung des Abstraktionsvermögens und damit das formal-logische Denken. Diese Strukturen des formal-logischen Denkens entsprechen den Ängsten vor Nähe und dem damit verbundenen Bedürfnis nach Ich-Absicherung. Die moralische Reife, die sich nach Kohlberg aus diesen Haltungen ableitet, resultiert letztlich aus den männlichen Ängsten und deren Verdrängung, die zu einer prinzipiengeleiteten Moral führen, bei der vom Kontext abstrahiert wird und die Konsequenzen einer Entscheidung weitgehend

unberücksichtigt bleiben. Die moralische Reife, die sich nach Gilligan demgegenüber aus der Haltung von Frauen ableitet, resultiert aus der realen Erfahrung von Bindung. Dadurch - so folgert Gilligan - gelangen Frauen eher als Männer zu einem Verständnis des Lebens, das die Reflexion der Grenzen von Autonomie und Herrschaft miteinschließt. Die Folge sei, daß die Entwicklung der Frauen nicht nur den Weg zu einem gewaltfreieren Leben beinhalte, sondern auch zu einem Zustand der Reife, die sich durch Interdependenz und Fürsorglichkeit ausdrücke (Gilligan 1984, 210).

Obwohl sich Gilligan als Moraltheoretikerin und Schülerin Kohlbergs der kognitiven Psychologie verpflichtet sieht, beruhen die Prämissen ihres Ansatzes auch auf entscheidenden Gedankengängen der feministischen Psychoanalyse. Sie betont zwar in der Einleitung ihres Buches "Die andere Stimme" (1984), daß die Erfahrungen und Beziehungen von Männern und Frauen einerseits aus den biologischen Gegebenheiten der Fortpflanzung und andererseits aus dem sozialen Kontext, dem Sozialstatus und den Machtverhältnissen geprägt werden, beschränkt sich aber wie die Psychoanalytikerinnen in ihrer Ursachenlogik auf die familiäre Triade frühkindlicher Entwicklungszusammenhänge.

Durch ihre Orientierung an Chodorows psychoanalytischem Ansatz, geht sie nicht auf die Frage ein, wie denn Konflikte zwischen Frauen entstehen und ausagiert werden. Durch die Aussparung dieses Aspekts entsteht der Eindruck, als hätten Frauen die "bessere" Moral und würden in ihrer Beziehung zueinander gemeinsam und widerspruchslos nach einem besseren und gewaltfreiem Leben trachten.

Doch die Erfahrung zeigt, daß es nicht nur Gemeinsames bei Frauen gibt, sondern viele Unterschiede und Ambivalenzen. Dies gilt auch für die Moralvorstellungen. Es ist m.E. nicht zulässig, eine Moralentwicklung, die sich primär an Beziehungen orientiert, einer Moralentwicklung gegenüberzustellen, die sich an Fragen der Gerechtigkeit mißt, denn es handelt sich hierbei um Aspekte mit unterschiedlicher theoretischer Verortung. Eine Orientierung an Beziehungen vor allem Frauen zu unterstellen, heißt, die traditionelle Geschlechterideologie zu reproduzieren. Denn wissen wir nicht alle, daß auch Männer sich in ihrem Handeln sehr wohl von Beziehungen bestimmen lassen? Interaktion und soziale Beziehungen sind Grundlage menschlichen Zusammenlebens und beeinflussen die Handlungsorientierungen und Entscheidungen von Frauen und Männern gleichermaßen. Allerdings kön-

nen sie, je nach Lebens- und Bedeutungskontext einer unterschiedlichen Bewertung und Gestaltung unterliegen (Döbert/Nunner-Winkler 1986, 308 - 314). Nehmen wir Gilligans Beispiel der "Abtreibungsuntersuchung", so wird daran deutlich, daß Frauen, die vor der Entscheidung zu einer Abtreibung stehen, von diesem moralischen Konflikt in ganz anderer und direkterer Weise betroffen sind als Männer. Für sie ergeben sich aus dieser Entscheidung körperliche und soziale Konsequenzen, die für den Mann nicht gelten.

Ähnliches läßt sich zur Entwicklung des Gerechtigkeitssinns sagen, der bei Frauen ebenso ausgeprägt ist wie bei Männern. Allerdings wird er an anderen sozialen Erfahrungen entwickelt als bei Männern und führt aus der sozialen Situation kollektiver Unterdrückung möglicherweise zu anderen Einschätzungen.

Wenn Gilligan darüber hinaus ein 3- bzw. 6-stufiges Entwicklungsmodell in Anlehnung an Kohlbergs 6-Stufen-Theorie aufstellt, so entsteht der Eindruck, als folge sie dem damit verbundenen Anspruch universeller Gültigkeit der Entwicklungsstufen. Sie übernimmt damit eine quasi allgemeingültige Systematik, ohne ausreichend auf die Historizität und Kontextgebundenheit des Modells hinzuweisen.

V.

Die 5. These lautet:

Die weibliche Identität bildet sich auf der Grundlage von Prinzipien des Lebens mit der Natur und einer ganzheitlichen Lebensauffassung.

Ich berufe mich bei der Formulierung dieser These vor allem auf die amerikanische Biologin und Physikerin Evelyn Fox Keller, die in ihrem Buch "Liebe, Macht und Erkenntnis" (1986) die abendländische Wissenschaftsgeschichte einer historischen Patriarchatskritik unterzogen hat.

Im Anschluß an das Baconsche Wissenschaftsverständnis, in dem sie das Gleichnis der Beherrschung von Frau und Natur aufstellt, zeichnet sie nach, wie sich das männliche, abstrahierende Wissenschaftsdenken entwickelte und durchsetzte. Am sogenannten "Oppenheimer-Effekt" läßt sich dies gut verdeutlichen: Die Subjektivität des Wissenschaftlers wird dabei weitgehend ausgeschaltet und der Forschungsgegenstand extrem verobjektiviert. Dies kann dazu führen, daß der Wissenschaftler irgendwann nicht mehr weiß, welchem Zweck seine Forschungen dienen sollten (Büchner 1987).

So schildert Edward Teller, ein Oppenheimer Mitarbeiter, die Entwicklung der Atombombe mit folgenden Worten: "Daß wir die Atombombe konstruiert haben, war richtig, es war unvermeidlich Auch nach Hiroshima waren für mich $2 + 2$ immer noch 4. Es wäre unlogisch gewesen, nicht an neuen Konzepten zu arbeiten. Es ziemt sich nicht für einen Wissenschaftler, unlogisch zu handeln, so ging ich mit meinem Team daran, die Wasserstoffbombe zu entwickeln." (Boehm 1988).

In ihrer erkenntnistheoretischen Kritik an dieser Art des Denkens zeigt Fox-Keller, daß es diese Omnipotenzphantasien von der totalen Beherrschung der Natur und dem Aufstellen einheitlicher Naturgesetze waren und sind, die den naturwissenschaftlichen Erkenntnisprozeß der abendländischen Kultur bestimmen. Alle anderen Bestrebungen, seien es nun die Renaissance-Alchemisten gewesen oder Naturwissenschaftlerinnen wie Barbara Mc Clintock, die ein anderes Denkmodell der Natur im Sinne einer ganzheitlichen Sichtweise von interagierenden Modellen, von vielfältigen und unterschiedlichen Arten von Ordnungen, die in der Natur zum Ausdruck kommen, aufstellen wollten, wurden immer wieder unterdrückt. Eine Wissenschaftsauffassung, die auf Ordnung beruht und nicht auf Gesetzen, so Fox-Keller, die Respekt vor der Natur und nicht ihre Beherrschung zum Ziel hat, erfordert eine Bereitschaft, darauf zu hören, was das Material einem zu sagen hat, setzt also Beziehungsfähigkeit und Einfühlungsvermögen voraus.

Wenn ich allerdings der Frage nachgehe, ob Frauen dieses Potential eher aufweisen als Männer, so reicht es nicht aus, auf die historischen Quellen des Matriarchats und die Gebärfähigkeit der Frau zu verweisen. Denn es wird übersehen, daß wir die historischen Quellen unserer weiblichen Kultur immer nur aus heutiger Sicht interpretieren können und der Kontakt zum eigenen Körper den gesellschaftlichen Entfremdungsmechanismen kaum entgehen kann. So stimmt es mich nachdenklich, wenn Fox-Keller kürzlich in einem Vortrag in Bonn berichtete, daß in dem amerikanischen Rüstungskonzern ITT bereits 35 % Frauen gehobene Positionen einnehmen.

Wenn Frauen nach jahrhundertelanger Unterdrückung endlich die Chance haben, am gesellschaftlichen Konsum ebenso teilzuhaben wie Männer, so fragt sich, ob dieser "Nachholbedarf" sie nicht ebenso korrumpierbar macht wie Männer.

Resümierend läßt sich zu den in der feministischen Theoriebildung enthaltenen identitätstheoretischen Vorstellungen festhalten:

1. Die Identitätsentwicklung von Frauen kann nicht allein aus der Analyse der körperlichen und sexuellen Entwicklung in der präödiipalen Mutterbeziehung abgeleitet werden. Sie ist in einem ausgewogenen Verhältnis zwischen Körper, Geist und Psyche im Kontext der sich wandelnden und erweiternden sozialen Beziehungen zu interpretieren.

2. Eine Identitätstheorie von Frauen muß eine Subjektbeziehungstheorie sein, die es ermöglicht, Frauen nicht länger nur als Objekte erscheinen zu lassen, deren sich Mann und Kind bemächtigen können. Auch in ihrer defensiven Handlungsorientierung ist sie als aktiv Handelnde verantwortlich für ihr Tun.

3. Eine Sichtweise, die die Identitätsentwicklung von Frauen auf den Aspekt gesellschaftlicher Rollenzwänge und Verhaltenserwartungen reduziert, spart aus, daß sich Identität im dialektischen Prozeß zwischen Anpassung und Widerstand bildet und im gesellschaftlichen Kontext immer wieder neu ausbalanciert werden muß.

4./5. Die moralischen Orientierungen und Werthaltungen, die Frauen - abhängig von ihrem sozialen Lebenskontext und ihrer gesellschaftlichen Stellung - herausbilden, entwickeln sich in der Ambivalenz zwischen Naturverbundenheit und Konsumorientierung, Ganzheitlichkeit und Streben nach Herrschaft. Mit der Übernahme persönlicher und gesellschaftlicher Verantwortung, Macht und Herrschaft erhöht sich für sie das Konfliktpotential. Doch aus der Position kollektiver gesellschaftlicher Unterdrückung reagieren Frauen sensibler und tendenziell kritischer auf Gewaltverhältnisse, die sich gegen Mensch und Natur richten. Hierin liegt die Hoffnung.

Anmerkungen

¹⁾ Gesellschaftskritisch waren diese Ansätze, weil sie sich gegen ein Weltbild richteten, in dem die Gesellschaft als eine komplexe biologische Einheit aufgefaßt wurde, deren Veränderungen nach den Prinzipien biologische Evolution stattfinden würden. Mead u.a. entwickelten eine Sichtweise, die auf der Grundlagesprachlicher Symbole das veränderbare Zusammenspiel zwischen menschlicher Persönlichkeitsentwicklung und gesellschaftlichen Bedingungen begreifbar machte (Mead 1934).

Die Entstehung des Identitätsbegriffs fiel in eine Zeit des Umdenkens, eine Zeit, in der auch die Psychoanalyse (um 1900) ihre Grundlegung fand.

²⁾ Theoretisch spiegelten sich die revolutionären Gedanken in der Entwicklung einer neuen kommunikativen Ethik (der herrschaftsfreie Dialog) und der kritischen Theorie wider.

LITERATUR

Boehm, Gero von: Wahrscheinlich bin ich schon tot. In: "Die Zeit", Nr. 5, Januar 1988

Büchner, Ulrike: Frauenwissenschaft und Frauenstudien als radikale Wissenschaftskritik - dargestellt am Beispiel hochschuldidaktischer Praxis. In: Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis 11/87, S. 132 - 142

Chassequet-Smirgel, Janine: Bemerkungen zum Mutterkonflikt. Weiblichkeit und Realitätszerstörung. In: Psyche 1975, 29 (9), S. 805 - 812

Chodorow, Nancy: Das Erbe der Mütter. München 1985

Dinnerstein, Dorothy: Das Arrangement der Geschlechter. Stuttgart 1979

Döbert, Rainer/Nunner-Winkler, Gertrud: Wertwandel und Moral. In: Bertram, H. (Hg.): Gesellschaftlicher Zwang und moralische Autonomie. Frankfurt 1986

Fox-Keller, Evelyn: Liebe, Macht und Erkenntnis. Männliche oder weibliche Wissenschaft? München 1986

Gambaroff, Marina: Der Einfluß der frühen Mutter-Tochter- Beziehung auf die Entwicklung der weiblichen Sexualität. In: Dies.: Utopie der Treue. Hamburg 1984, S. 75 - 95

Gilligan, Carol: Die andere Stimme. Lebenskonflikte und Moral der Frau. München 1984

Goffmann, Erving: Stigma. Über die Techniken beschädigter Identität. (1967) 1975

Hagemann, White, Carol: Die Kontroverse um die Psychoanalyse in der Frauenbewegung. In: Psyche 8/78, S. 732 - 763

Dies.: Psychoanalyse und Frauenbewegung. Frankfurt a.M. 1979

Hagemann-White, Carol: Sozialisation: weiblich - männlich? Opladen 1984

Hemmerich, Ulla/Scheffler, Sabine: Weichenstellung in der Entwicklung weiblicher Identität in ihrer Beziehung zur gesellschaftlichen Notwendigkeit. Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis 1989, H. 17, S. 59 - 67

Jacobsen, Edith: Das Selbst und die Welt der Objekte. Frankfurt a.M. 1973

Krappmann, Lothar: Soziologische Dimensionen der Identität. Strukturelle Bedingungen für die Teilnahme an Interaktionsprozessen, Stuttgart (1969) 1982

Knapp, Gudrun-Axeli: Arbeitsteilung und Sozialisation. Konstellationen von Arbeitsvermögen und Arbeitskraft im Lebenszusammenhang von Frauen. In: Beer, Ursula. (Hg.): Klasse Geschlecht. Feministische Gesellschaftsanalyse und Wissenschaftskritik, Bielefeld 1987, S. 236 - 273

Luquet-Parat, Christine J.: Der Objektwechsel. In: Chassequet-Smirgel (Hg.) a.a.O., S. 120 - 133

Mahler, Margaret S./Pine, F./Bergmann, A.: Die psychische Geburt des Menschen. Frankfurt a.M. 1975

Mead, George Herbert: Geist, Identität und Gesellschaft. Frankfurt a. M. (1934) 1973

Mitscherlich, Margarete: Die friedfertige Frau, Frankfurt a.M. 1985

Nunner-Winkler, Gertrud: Ein Plädoyer für einen eingeschränkten Universalismus. In: Edelstein, W./Nunner-Winkler, G.: Zur Bestimmung der Moral, Frankfurt a.M. 1983, S. 126 - 145

Torok, Maria: Die Bedeutung des "Penisneids" bei der Frau. In: Chassequet-Smirgel, J. (Hg.): Psychoanalyse der weiblichen Sexualität, Frankfurt a.M. 1974, S. 192 - 232